



## Roman Deininger

Editor

Home Media: Süddeutsche Zeitung, Nuremberg

Guest Media: The Philadelphia Inquirer, Philadelphia, PA

Roman Deininger is a Nuremberg correspondent for the *Sueddeutsche Zeitung*. Before joining the *Sueddeutsche Zeitung*, Roman was a trainee at the *Sueddeutsche*, primarily (though not exclusively) covering Bavarian state politics. He also had a stint in the paper's parliament bureau in Berlin and regularly writes essays about American topics.

Roman earned a master's degree in political science, American cultural history and theatre studies at the University of Munich. As a PhD student at the University of Vienna, he recently completed his dissertation on the nexus between religion and politics in the United States.

Roman completed fellowships at several presidential libraries and at the University of New Orleans in Louisiana while finishing his research. Before joining the *Sueddeutsche*, he worked at the national and foreign desk of the *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, interned at the Washington bureau of German wire service DPA and freelanced for various papers as a Vienna correspondent. Aside from journalism, he has worked in the European Parliament in Brussels, for the Bavarian state government, at the German cultural centre Goethe Institut in Sydney and as a university lecturer. Roman is also a writer for a comedy group and the co-author of one stage play.

## Report by Roman Deininger

Dass ich mich für den „Philadelphia Inquirer“ als Gastgeberzeitung für mein Fellowship entschied, lag unter anderem auch an den guten Erfahrungen, die ehemalige Stipendiaten dort gemacht hatten. Nach meinen zwei Monaten in Philadelphia kann ich nur bestätigen, dass die Inquirer-Redaktion ihren Ruf als hervorragender Arbeitsplatz für Gastredakteure vollauf verdient. Ich hätte mir keinen besseren vorstellen können.

Die herzliche Aufnahme, die umfassende Betreuung und das Vertrauen, das mir zuteil werden sollte, deuteten sich schon vor Beginn des Fellowship an. Ein Redaktionsassistent war mir in allen organisatorischen Fragen behilflich. Gleich an meinem ersten Tag wurde mir dann das Gefühl vermittelt, ein vollwertiges Mitglied der Redaktion zu sein. Nicht nur, dass ich mich in der morgendlichen Planungskonferenz vorstellen durfte – jeder einzelne Ressortleiter stellte sich mir vor. Ein Mitglied der Chefredaktion lud mich zum Lunch ein, und Visitenkarten (mit dem schmeichelhaften Titel „Staff Writer“ darauf) waren schon im Druck.

Vor allem aber wurde ich am Auftakttag durch alle Ressorts der Zeitung geführt. So gut wie jedem Redakteur war das Burns-Programm ein Begriff, und so gut wie jeder Ressortleiter gab sich offen für Themenvorschläge. Später durfte ich auch noch einige andere Inquirer-Büros, etwa das Parlamentsbüro in Harrisburg, der Hauptstadt von Pennsylvania, besuchen. Im Verlauf des Fellowship erwies es sich als sehr hilfreich, den meisten Kollegen zumindest schon einmal die Hand geschüttelt zu haben. Außerdem stehen Gastredakteuren (neben mir war noch ein Brasilianer da) ständig zwei Ansprechpartner zur Verfügung: der erwähnte Redaktionsassistent für alle praktischen Dinge („Our German needs a bike“) und ein Deputy Managing Editor für weitergehende Fragen.

Mit Letzterem konnte ich zu Beginn auch meine Pläne für das Fellowship besprechen. Er empfahl, mich zunächst dem City Desk anzuschließen, was sich als sehr gute Wahl herausstellte. Hier hatte ich Gelegenheit, fast jeden Tag auf Terminen oder zur Recherche in dieser facettenreichen Stadt unterwegs zu sein, von der City Hall über Wahlkampfveranstaltungen (die Kongresswahlen von 2010 werfen schon ihre Schatten voraus) bis zu Mordschauplätzen mit der gelben „Police line“, die man aus Filmen kennt. Die relativ klar strukturierten Nachrichtentexte waren zudem ein idealer Einstieg in das Schreiben auf Englisch.

Nach knapp drei Wochen machte ich mich an einige größere Projekte auch für andere Ressorts. Viele Ideen ließen sich in der Kürze der Zeit gar nicht verwirklichen, die zwei Monate gingen viel zu schnell vorbei. Was ich schrieb, hatte oft eine europäische oder deutsche Perspektive. Ich machte zum Beispiel eine große Geschichte über die Bemühungen Philadelphias, eine Fahrrad-freundliche Stadt im europäischen Stil zu werden. Oder porträtierte den deutschen Hollywood-Regisseur Roland Emmerich sowie den Trainer des neuen Fußball-Teams in Philadelphia, den ich aus seinen Tagen als Spieler in München kannte.

Glücklicherweise gab es auch einige aktuelle Anlässe für Artikel zu deutschen Themen oder aus deutscher Sicht. Ich schrieb über die Bundestagswahl und durfte mich für die Meinungsseite über die Geschmacklosigkeit der Nazi-Vergleiche in der amerikanischen Gesundheitsdebatte auslassen. Ein Blick auf das deutsche Gesundheitssystem wurde als Aufmacher der Sonntags-Meinungssektion gedruckt. Auf die beiden zuletzt genannten Stücke hin bekam ich Leserreaktionen wie noch nie zuvor zuhause in Deutschland: Hunderte von Emails, die in Ton und Substanz die echte Leidenschaft, aber auch die Aggressivität der berüchtigten Townhall-Meetings zur Gesundheitsreform in diesem Sommer widerspiegeln. Der enge Kontakt mit den Lesern war eine der spannendsten Erfahrungen des ganzen Fellowship.

Der Inquirer versteht sich als Autorenzeitung, und entsprechend intensiv und respektvoll wurden auch meine Texte betreut und redigiert. In einer anderen Sprache zu schreiben, war eine sehr gewinnbringende Herausforderung, weil man gezwungen ist, Texte bewusster zu strukturieren und Worte präziser zu wählen. Automatismen, die man im Deutschen entwickelt hat, sind weitgehend ausgeschaltet. Insgesamt scheint mir die amerikanische Zeitungssprache direkter, genauer und schneller als die deutsche; andererseits aber auch vergleichsweise schmucklos.

Was mich nachhaltig beeindruckt hat, sind die großen Ressourcen, die der Inquirer investigativen, oft sehr langfristigen Recherchen (vor allem auf lokaler Ebene) widmet. Die „Watchdog“-Funktion der Medien wird stärker hochgehalten als bei den allermeisten Zeitungen in Deutschland. Selbst für scheinbar kleine Details einer Geschichte wird hoher Aufwand betrieben, um stets ein vollständiges und ausgewogenes Gesamtbild liefern zu können. Ich durfte bei einigen solcher Recherchen mitarbeiten. Einmal verbrachte ich einen ganzen Tag damit, Adressen abzufahren und an Türen zu klopfen, um Polizeibeamte mit Überstundengehältern von teilweise mehr als 100.000 Dollar ausfindig zu machen. Philadelphia steckt in einer Haushaltskrise und die Überstundenzahlungen gelten als potenzieller Sparposten.

Hochinteressant war es freilich auch, näher kennenzulernen, wie sich die amerikanische Zeitungsarbeit von der deutschen unterscheidet: durch die strikte Trennung von Nachrichten und Meinung etwa oder die strengere Arbeitsteilung zwischen den „reporters“ (Schreiben), den „editors“ (Redigieren) und den „copy editors“ (Kontrollieren). Auch wenn krisenbedingte Kürzungen das Personal schmerzlich ausgedünnt haben, ist das Bemühen um Korrektheit imponierend – abends sollte man sein Handy nie ausschalten, weil jederzeit eine Nachfrage vom copy desk kommen könnte.

Eine Umstellung war auch das Arbeiten im riesigen Newsroom des Inquirer, der früher die Druckmaschinen beherbergt hatte. Jeder Redakteur hat seinen von Stellwänden begrenzten „cubicle“, was im Vergleich zu den meisten deutschen Redaktionen natürlich weniger Privatheit und Ruhe zulässt, dafür aber die Kommunikation erleichtert. Obwohl die Reporter ein enormes Arbeitspensum zu absolvieren haben, ergeben sich so im Laufe eines Tages viele kleine Gespräche mit Kollegen, mit dem Büroboten genau wie mit dem Chefredakteur.

Fragen der aktuellen Produktion werden im Inquirer-Newsroom recht unkompliziert auf Zuruf geklärt. Ressortkonferenzen gibt es fast gar nicht, was einerseits angenehm unbürokratisch ist, es aber andererseits auch schwieriger macht, einen Überblick über die einzelnen Projekte und Meinungen der Reporter zu bekommen.

Im Ganzen ist die Arbeitsatmosphäre sehr angenehm. Mehrere Kollegen nahmen sich des deutschen Gastes besonders an: ich wurde mit reichlich Tipps zur Freizeitgestaltung versorgt, zum Essen eingeladen und auf Ausflüge mitgenommen. Diese Offenheit ging weit über das hinaus, was als typisch amerikanische Höflichkeit bekannt sein mag. Ich bin ziemlich sicher, dass ich in Philadelphia Freunde gefunden habe. Ich konnte auch für einen sehr fairen Preis bei einem Kollegen wohnen.

Nicht nur die Kollegen, auch die Zeitung selbst ist mir ein Stück weit ans Herz gewachsen. Der Inquirer war in seiner Glanzzeit von Mitte der 70er bis Mitte der 90er Jahre eine der besten und renommiertesten Zeitungen der USA. In dem Gang, der in den Newsroom führt, hängen die Wände voll mit den Pulitzer-Urkunden aus jenen Tagen. Nach etlichen Etatkürzungen, brutalen Entlassungswellen und einem beträchtlichen Auflagenverlust versteht sich der Inquirer heute „nur“ noch als ambitionierte Regionalzeitung. Alle Korrespondenten im In- und Ausland wurden eingespart.

Trotz der geschrumpften Mittel versucht man aber mit einigem Erfolg, das Erbe der besten Jahre zu pflegen, zum Beispiel wie erwähnt durch investigative Recherche und

Freiraum für individuelle Autorenstimmen. Beim Inquirer habe ich die amerikanische Zeitungskrise am gelebten Beispiel verfolgen können, oder besser gesagt: müssen. Der Stolz einer Redaktion, in der immer mehr Schreibtische frei bleiben und die ständig per Email neue Informationen zum Insolvenzverfahren des eigenen Unternehmens erhält, verdient Hochachtung.

Weil die Chance, für eine amerikanische Zeitung zu schreiben, wohl einmalig ist, habe ich mich für meinen deutschen Arbeitgeber, die Süddeutsche Zeitung, neben einigen aktuellen Kleinigkeiten auf ein großes Projekt konzentriert: ein Sittenbild aus New Orleans vier Jahre nach Hurrikan Katrina, das weniger der übliche Lagebericht zum Wiederaufbau werden sollte, sondern mehr ein Blick auf das Fortbestehen von Rassismus und Korruption. Die Recherche in New Orleans hat sich doppelt gelohnt, denn auch für den Inquirer konnte ich ein Stück zum Jahrestag des Sturms schreiben.

Neben der Arbeit war ich auch mit dem Leben in der Stadt Philadelphia sehr zufrieden. Ich hatte das Glück, sehr zentral in Center City zu wohnen, nicht weit von der Independence Hall und den anderen historischen Stätten entfernt. Auch abgesehen von seiner eminenten geschichtlichen Bedeutung ist Philadelphia eine Stadt mit eigenem, unverwechselbarem Charakter, was man nicht von jeder amerikanischen Metropole behaupten kann. Es gibt viele sehr verschiedene Viertel zu erkunden und selbstverständlich auch so manche raue Ecke. Das Meiste lässt sich zu Fuß bewältigen, man ist nicht auf ein Auto angewiesen wie in vielen anderen Großstädten in den USA. Auch ins nahe New York oder nach Washington gelangt man schnell und einigermaßen günstig mit Bus oder Zug.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass ich von meiner Zeit in Philadelphia und beim Inquirer sowohl beruflich als auch persönlich enorm profitiert habe. Ich bin den Kollegen beim Inquirer und den Organisatoren von IJP und ICFJ sehr dankbar für die Gelegenheit, diese Erfahrung zu machen.